193

Zur Frage der «dialektischen» Theologie

Die Redaktion des «Bund» hat in zuvorkommender Weise die Spalten des Blattes zu einer Aussprache über die «dialektische» Theologie geöffnet; und so möchte ich mir erlauben, doch auch kurz zu dieser Frage Stellung zu beziehen, obschon ich nicht Theologe, sondern nur Lehrer der Philosophie bin. Auch gehöre ich nicht, wie man sogleich sehen wird, entweder der «barthischen» oder der intellektuell «liberalen» Richtung der Theologie an; mein Anliegen ist vielmehr ein schlichtes Christentum, das mehr von der Ethik als von der Dogmatik seinen Ausgangspunkt nimmt.

Die «barthianische» Theologie nennt sich auch selber gerne die «dialektische». Was soll das heissen? Wir fürchten, dass schon in diesem Namen eine grosse Unklarheit steckt. Dialektisch heisst gewöhnlich ein Denken, das keinen Begriff isoliert stehen lässt, sondern darum bemüht ist, alle Begriffe miteinander in Beziehung zu setzen, in der Ueberzeugung, dass sie erst so wirklich bedeutungsvoll sind. Ist das aber Dialektik, dann muss man gestehen, dass die «barthianische» Theologie merkwürdig «undialektisch» ist. Ein paar Beispiele sollen das zeigen. Dialektisch müsste man bei der Erörterung des Offenbarungsbegriffes sorgfältig auf die gedanklichen Beziehungen zwischen dem Unendlichen und dem Endlichen achten und etwa sagen, dass es zwar wohl vom Endlichen zum Unendlichen keinen Aufstieg durch Mittelstufen gibt, da ein Mehr oder Weniger im Endlichen gegenüber dem Unendlichen gar nicht in Betracht fällt; anderseits müsste man aber auch betonen, dass aus dem Unendlichen das Endliche, wenn es schon existiert, nicht herausfallen kann, weil sonst das Unendliche durch den «Abzug» des Endlichen selber verendlicht würde. Von dieser «analogia entis» spürt man aber im «Barthianismus» nichts: Dort gilt Gott einfach als der «ganz Andere»; alle Beziehungen zum Endlichen sind in seinem Begriff abgebrochen. Ebenso behauptet der Barthianer, Gott könne sich kraft seiner Allmacht dem Menschen im Wort «absolut» offenbaren; ob der Mensch mit seiner endlichen Fassungskraft mit einer solchen «absoluten» Offenbarung etwas anfangen könnte, wird nicht erwogen. Völlig «undialektisch» ist auch der Schluss oder vielmehr «Kurzschluss» in der «barthianischen» Theologie, nach welchem der Mensch, weil er in sich selber keinen Kompass hat, der ihn in seiner Zwiespältigkeit zwischen Gut und Schlecht eindeutig auf das Gute hin orientieren könnte, nun einfach als grundverdorben hingestellt wird. Es wird dabei unseres Erachtens übersehen, dass ein Mensch, wenn er wirklich «grundschlecht» wäre, für uns gar kein Problem mehr sein könnte, und dass der Mensch, wenn er nur zwiespältig und nicht absolut schlecht ist, ebensosehr oder noch mehr der «Gnade» bedarf, um Eindeutigkeit in sein Leben zu bringen und vom blossen Wollen zum Vollbringen durchstossen zu können. Ich würde die «barthische» Theologie nicht «dialektisch» nennen, sondern eher «antithetisch»; denn in der Regel bleibt sie bei der Aufstellung von logisch-abstrakten Gegensatzpaaren stehen, ohne sich weiter die Mühe zu nehmen, zu untersuchen, was diese Entgegensetzungen praktisch-real bedeuten. Daher auch die Freude der Barthianer am «Paradoxen»; das Paradoxe gilt ihnen eben als das «Aergernis», das durch das Christentum notwendigerweise in die Welt komme und das der Christ deshalb willig auf sich nehmen müsse. Dass es im «Neuen Testament» aber auch heisst: «Wehe dem, durch welchen das Aergernis kommt», das scheint sie nicht zu beunruhigen.

Man kann sich deshalb wohl mit Grund fragen, woher denn die «barthische» Theologie diesen Namen der «dialektischen» hergenommen hat. Von Schleiermacher, dem einzig wirklich dialektischen Theologen des Protestantismus kann er nicht gut stammen, da die Barthianer Schleiermacher als liberalen Denker ablehnen. Es scheint daher, dass der Name eher von der «dialektischen» Geschichtsauffassung von Karl Marx übernommen worden ist, als deren theologisches Gegenstück der Barthianismus ursprünglich hat gelten wollen. Wie dem auch sei, sowohl der Name als die Sache einer «dialektischen» Theologie scheint mir bedenklich zu sein. Dialektik ist eine intellektuelle Vorstufe, durch die man hindurchgegangen sein muss, wenn man zu einer ruhigen Ueberzeugung kommen will; im Resultat sollte sie nicht mehr erscheinen.

Man wird vielleicht einwenden, dass ich mit diesen Bemerkungen nur pro domo, d. h. für meine eigene Sache, die Philosophie, gesprochen habe. Dem ist aber nicht so. Ich habe es im Gegenteil Karl Barth immer hoch angerechnet, dass er für seine Theologie nicht bei der nächstliegenden Tagesphilosophie Anleihen gemacht und es verschmäht hat, aus gewissen, vielleicht nur vorübergehenden Schwierigkeiten in der wissenschaftlichen Welterklärung Kapital zu schlagen. Darin fühle ich mich mit Barth im tiefsten einig. Ich halte es auch für richtig, dass er zunächst einfach wieder auf die grosse religiöse Tradition hat zurückgehen wollen. Wie positiv das war, zeigt sich darin, dass seine Kritik an den etwas schwachen theologischen Ansätzen der letzten beiden Jahrhunderte in der Tat meist als durchaus überzeugend wirkt. Es liegt in der Botschaft der grossen Reformatoren eben doch eine religiöse Kraft, die seither nicht mehr erreicht worden sein dürfte.

Das alles ist also durchaus in Ordnung und, wie ich glaube, eindeutig begrüssenswert. Bedenklich scheint mir nur der Umstand, dass man, wenn man mit Recht sich von der rasch sich wandelnden Tagesphilosophie distanziert, nun auch glaubt, der Philosophie überhaupt entraten zu können und die Philosophie ablehnt, wie wenn es so etwas wie die Philosophie in der Einzahl gäbe und bei ihr nicht auch, wie überall, zwischen guter und schlechter Philosophie zu unterscheiden wäre. Dies scheint mir gefährlich; denn wer meint, jeder Philosophie überhoben zu sein, der läuft doch nur Gefahr, einer schlechten Philosophie in die Arme zu fallen. Und dieser Gefahr scheinen mir die Barthianer nicht ent-

KA 5584

ihnen besonders zu beanstanden ist, ist, dass sie sich kraft einer religiösen Eingebung von jeder philosophischen Bemühung um den wahren Ausdruck des Glaubens enthoben fühlen, die Wahrheitsforschung überhaupt für gering achten und selbst vor der sittlichen Persönlichkeit, die ja auch nicht «sichtbares» Faktum, sondern nur eine im Glauben erfasste «unsichtbare» Idee ist, nicht den nötigen Respekt haben. Wenn nur das religiöse Anliegen stark genug wieder einmal verkündet wird, dann glauben sie ihrer Pflicht Genüge getan zu haben, ziemlich unbekümmert um die Frage, ob die Art und Weise dieser Verkündigung intellektuell und ethisch auch verantwortbar sei oder nicht. Hier ist der Punkt, wo ich den Barthianismus grundsätzlich ablehnen muss.

Was die Barthianer theologisch vertreten, scheint mir darum am ehesten ein erneutes Luthertum zu sein oder, wenn man etwas weiter zurückgehen will, ein einseitig überspitzter Paulinismus. Dass Luther durch den Römerbrief zum Durchbruch seiner religiösen Ueberzeugung gekommen ist, kann nicht geleugnet werden, ebenso wenig wie die Tatsache, dass die Reformatoren im allgemeinen auf die paulinische Lehre von der Gnade gegenüber dem verdienstlich sein sollenden «opus operatum» der Kirche grösstes Gewicht gelegt haben. Historisch ist das durchaus verständlich. Aber die Zeiten haben sich gewandelt. Es wäre heute doch wohl nicht mehr zu früh, wenn sich der Protestantismus einmal endlich auf eigene Füsse stellte und sich nicht weitgehend immer noch damit begnügte, von der Polemik gegen den römischen Katholizis-

überzeugt, dass er auch mehr wiederum die synoptischen Evangelien (Matthäus, Markus und Lukas) als Hauptquelle der christlichen Verkündigung anerkennen wird und selbst auch der leiseren johanneischen Theologie, die mehr von der sittlichen Innerlichkeit ausgeht als von dem Wunsche äusserer dogmatischer Formulierung, wieder mehr gerecht werden kann. Bei den Barthianern, so wie sie heute auftreten, hat man den Eindruck, dass sie sich nicht auf das ganze Evangelium stützen, sondern nur auf einen Teilausschnitt davon, und dass sie nur allzusehr geneigt, sind, anderen Menschen, die «Christus auf andere Weise gelernt haben», ihren Glauben abzusprechen.

Und damit komme ich zum Hauptpunkt der gegenwärtigen Kontroverse zwischen Herrn Regierungsrat Feldmann und Herrn Professor Karl Barth, nämlich zur Frage der Toleranz oder Intoleranz andern kirchlichen Richtungen gegenüber. Auch hier muss ich wiederum gestehen, dass mir der Ausdruck «Toleranz» nicht gerade glücklich scheint. Ich wenigstens, für meine Person, wäre nicht damit zufrieden, wenn meine Ueberzeugung, so weit sie ehrlich vertreten wird, innerhalb der Kirche bloss «toleriert» wäre; ich würde für sie doch auch zugleich den nötigen Grad von Achtung verlangen. Die Hauptfrage für mich ist die, ob ein Mensch das Recht hat, das, was ihm als Wahrheit erscheint, nun auch schon als Wahrheit an sich, die für alle verpflichtend ist, auszugeben. Und hier antworte ich mit einem entschiedenen «Nein!». Es scheint mir allzu evident zu sein, dass die Erfahrungen eines

subjektive Ueberzeugung beruht, eine zu schmale Basis bilden, um gegen die Erfahrung der kirchlichen Allgemeinheit ausgespielt werden zu können. Was sollen wir darum tun? Auf jeden Fall uns bemühen, zu einer persönlichen religiösen Ueberzeugung zu kommen — das ist die Pflicht, die allen evangelischen Christen auferlegt ist, und zudem, wie ich überzeugt bin, der einzige Weg zu einer lebendigen Religiosität —; aber wenn diese Ueberzeugung gefunden ist, dann soll sie doch erst als eine «opinio privata» (eine Privatansicht) gelten, die erst noch der Ausrichtung an der kirchlichen Tradition bedarf. Und zu dieser Tradition würde ich über die protestantische hinaus ruhig auch die katholische rechnen, und zwar in ihrer griechisch-orthodoxen, römischen und anglikanisch-christkatholischen Prägung. Es würde dann noch genug Punkte geben, bei denen wir aus Gewissensgründen nicht mitgehen könnten, wie z. B. beim Anspruch auf de-facto-Unfehlbarkeit der Kirche.

Ich frage mich deshalb, ob die «barthische» Richtung nicht besser daran getan hätte, wenn sie innerhalb der evangelischen Kirche versucht hätte, ihr spezielles Anliegen bloss durch das eigene Beispiel zu fördern und nicht von Anfang an die Kirche für ihre Theologie hätte «erobern» wollen. Ich gebe offen zu, dass mich ein solches «Kirchentum» immer abgestossen hat und dass ich mich angesichts solcher Usurpationsversuche immer lieber zu den «edlen Heiden», wenn ich das überhaupt darf, gerechnet wissen wollte als zu den christlichen «Zeloten». Denn aus dem Zelotentum kann nur Lieblosigkeit her-

festen Ueberzeugung immer noch die fundamentalste christliche Häresie. Mit ihr sagen wir dem Christentum direkt ab.

Ich möchte also durchaus nicht in Frage stellen, dass der Barthianismus der evangelischen Kirche in mancher Hinsicht Wertvolles gebracht hat. Aber eines kann ich ihm doch auch nicht vergessen: Er hat wohl mehr als alle andern Richtungen dazu beigetragen, dass die ökumenische Bewegung, die nach meiner Ansicht doch noch ganz anders zu einer Erneuerung des Christentums hätte beitragen können, in unserem Lande so gut wie kein Echo gefunden hat. Das ist meiner Ansicht nach äusserst bedauerlich.

Schliesslich, was die gelegentlichen abfälligen Aeusserungen von Barthianern gegen unsern schweizerischen Staat und seine demokratischen Einrichtungen betrifft, so gilt, wie ich glaube, dasselbe, was schon in Beziehung zur Philosophie gesagt wurde: Es geht heute nicht mehr an, einfach vom Staate zu sprechen, als ob es nur einen gäbe und nicht viele, qualitativ sehr verschiedene. Es mag in der Zeit der Apostel richtig gewesen sein, vornehmlich an einen Staat zu denken, ans römische Imperium; es ist auch bei Lutheranern verständlich, wenn sie beim Staat in erster Linie an das Reich Karls V. dachten. Aber heute die verschiedenen Staatsformen auf eine Stufe stellen und nicht anerkennen wollen, was man dem eigenen Staate Gutes verdankt, ist schlechterdings nicht erlaubt. Hier kann ich deshalb nur sagen, dass alle Menschen eine gewisse Verpflichtung dazu haben, intelligent zu sein — auch die Theologen.

H. Gauss.